

Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **65 (1987-1988)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN

Urs PORTMANN, *Bürgerschaft im mittelalterlichen Freiburg. Sozialtopographische Auswertungen zum ersten Bürgerbuch 1341–1416*, Freiburg 1986 (= Historische Schriften der Universität Freiburg, Bd. 11), 206 S., Tabellen und Pläne.

Es ist unseres Wissens das erste Mal, daß eine Studie zur mittelalterlichen Geschichte Freiburgs vorliegt, welche eine serielle Quelle mit Hilfe des Computers erfaßt und auswertet. Das erste Bürgerbuch, das sich über einen Zeitraum von dreiviertel Jahrhunderten erstreckt und Tausende von Angaben über Personen, Familien, Häuser und Straßen enthält, eignet sich vorzüglich für eine quantitative Untersuchung großen Stils. Mehr als 2000 Personen, die in dieser Zeit das Bürgerrecht erwarben, sind mit Namen, Vornamen, oft auch mit Übernamen, mit Herkunft, Beruf, Zivilstand und Angehörigen, Beschreibung der Liegenschaft und Datum des Bürgerrechterwerbs aufgeführt. Das Ziel der Arbeit ist es, «Zusammenhänge zwischen Topographie und Sozialstrukturen (zu) erhellen und damit einen Beitrag zu einem noch wenig bekannten Aspekt der Freiburger Stadtgeschichte (zu) leisten» (S. 29).

In einem ersten Kapitel befaßt sich der Autor mit der Identifizierung der Gebäude beziehungsweise Grundstücke und mit der Rekonstruktion eines Stadtplans für das 14. und frühe 15. Jahrhundert. Es gelingt ihm, 1824 Liegenschaften zu identifizieren und deren 757 im Stadtplan zu lokalisieren. Welche Art von Erkenntnissen hieraus zu gewinnen ist, illustriert das Beispiel der rekonstruierten Häuserzeilen im Auquartier diesseits der Saane (Anhang 2). Das zweite Kapitel befaßt sich mit der Größe der Bürgerschaft, dem Erwerb des Bürgerrechtes, den Rechten und Pflichten der Bürger, den Ausbürgern, dem Rhythmus und den Fluktuationen der Einbürgerungen. Dabei legt Portmann das Gewicht weniger auf die von der bisherigen Forschung eingehend behandelten rechtshistorischen Aspekte als vielmehr auf die von den damaligen Zeitgenossen erfahrbaren Charakteristika des Bürgerrechtes, namentlich das «Udel», den Besitzanteil an einem städtischen Haus als Pfand für die Bürgerschaft.

Von großem Gewinn für die Sozialtopographie Freiburgs im Mittelalter sind die Ausführungen im dritten Kapitel über die verschiedenen Berufsgruppen und ihre Verteilung auf die Straßen und Quartiere der Stadt. Was bisher nur vermutet werden konnte, ist nun durch die Untersuchung von Portmann mit Präzision herausgearbeitet worden: Gewisse Berufszweige, vor allem die auf den Markt orientierten oder vom fließenden Wasser abhängigen, bevorzugten bestimmte Viertel, während andere sich auf das ganze Stadtgebiet verteilten. Die Veränderung der Berufsstruktur der Bürgerschaft in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zusammen mit der Entstehung neuer Stadtteile, in denen sich bestimmte Gewerbe gruppierten, macht den wirtschaftlichen Aufstieg Freiburgs sichtbar.

Das letzte Kapitel liefert einen Querschnitt durch die Bürgerschaft am Ende des Untersuchungszeitraums (um 1416). Ihre Größe und zahlenmäßige Relation zur Gesamtbevölkerung (wovon sie damals etwa die Hälfte ausmachte), die Verteilung auf Banner und Stadtteile, Besitz und Alter werden statistisch erfaßt, ebenso die Binnenwanderungen, die als ein wichtiges Kennzeichen der sozialen Mobilität zu werten sind. Der politischen Führungsschicht der Stadt ist ein eigener Abschnitt gewidmet, worin die Mitglieder der verschiedenen Räte (insgesamt 35% aller Bürger) nach Berufen, Wohnlage, Verwandtschaft, Bildung und Sprache aufgeschlüsselt werden. Dabei erweist sich das Burgquartier damals schon als bevorzugte Wohnlage einer kleinen, allerdings noch nicht in sich abgeschlossenen Oberschicht einflußreicher Familien.

An dieser Stelle können wir nicht mehr als eine knappe Übersicht über die inhaltsreiche, mit vielen Tabellen und graphischen Darstellungen versehene, trotzdem leicht lesbar geschriebene Arbeit bieten und auf ihre zahlreichen interessanten Ergebnisse im einzelnen nicht eingehen. Es bleibt zu hoffen, daß nicht nur die Ergebnisse von der Forschung rezipiert werden, sondern daß die von Portmann für Freiburg initiierte Methode selber auch Fortsetzer und Nachahmer findet. Denn noch harren im Staatsarchiv Freiburg wichtige Serien wie etwa die Notariatsregister der Erschließung und Auswertung, Quellen, die sich für die Bearbeitung mit dem Computer gut eignen, ja die wegen ihres Umfangs nur auf diesem Weg zu bewältigen sind.

ERNST TREMP

Urs Martin ZAHND, *Die autobiographischen Aufzeichnungen Ludwig von Diesbachs. Studien zur spätmittelalterlichen Selbstdarstellung im oberdeutschen und schweizerischen Raume*, Bern 1986 (Schriften der Berner Burgerbibliothek), 490 S., 18 Abbildungen.

Wer in persönlichem Ton geschriebene Autobiographien oder « unzensurierte » Briefsammlungen aus früherer Zeit gern in der Originalfassung liest, ist um einen Titel reicher geworden. Urs Martin Zahnd hat sich im Rahmen einer an der Universität Bern eingereichten Habilitationsschrift die Mühe genommen, die persönlichen Aufzeichnungen Ludwig von Diesbachs (1452–1527) zu transkribieren, ins heutige Deutsch zu übertragen und beide mit einem ausführli-

chen Kommentar zu edieren. Das Dokument war zwar schon in verschiedenen Publikationen zugänglich (von denen die älteste ins ausgehende 18. Jh. zurückreicht), doch blieb es bis zu Zahnd bei gekürzten oder übersetzten und unzureichend kommentierten Ausgaben.

Ludwig von Diesbachs Aufzeichnungen sind ein für den deutschen Sprachraum frühes Selbstzeugnis und geben in einer für ihre Zeit seltenen Offenheit Einblick in die privaten Freuden, Sorgen und Nöte des Schreibenden. Dem Freiburger Leser liegen sie außerdem örtlich und geschichtlich nahe. Das Dokument wurde nicht nur in Freiburg wiederentdeckt, sondern hier auch (bis 1962, dem Zeitpunkt des Erwerbs durch die Berner Burgerbibliothek) gehortet, durch die Freiburger von Diesbach, die vor und nach der Reformation nach Freiburg übersiedelt sind und hier das Bürgerrecht erworben haben. Ludwig von Diesbach ist der Vater des Johann Rochus von Diesbach, des Stammvaters des bis heute blühenden Freiburger Zweiges der Familie. Ein weiterer Sohn Ludwigs, Sebastian, erwarb, nachdem er in Bern das Schultheißenamt bekleidet hatte, 1534 ebenfalls das Freiburger Bürgerrecht. Und dessen Vetter Christoph war seit 1508 mit Elisabeth Mossu verheiratet, was ihm die Schlösser Pérolles und Barberêche einbrachte. Christoph ließ gegen 1520 die Pérolleskapelle mit den Glasfenstern des Lukas Schwarz errichten, welche auf eindruckliche Art das Selbstverständnis der Familie zeigen. Die Scheiben stellen bedeutende Glieder der Familie dar – Politiker und kirchliche Würdenträger – und gehören zum Besten, was wir in der Schweiz an Glasmalerei aus der Renaissance besitzen.

Die Aufzeichnungen sind, wie Zahnd überzeugend nachweisen kann, unter zwei Malen und in einem Abstand von dreißig Jahren entstanden, beide Male ausgelöst durch persönliche Schicksalsschläge; das erste Mal durch den Tod von Ludwigs erster Frau, der vielgeliebten Antonia von Ringoltingen, und das zweite Mal, als die Söhne aus erster Ehe vom schwerverschuldeten Vater ihr Erbe forderten.

Ludwig gehörte zum engsten Kreis der städtischen Führungsschicht Berns. Seine Familie, aus Gewerbe und Einzelhandel zu Handelsgesellschaft, Fernhandel und Geldgeschäften aufgestiegen und durch riesige Gewinne zu großem Vermögen gelangt, machte kurz danach eine Entwicklung durch, wie sie für die Zeit häufig zu beobachten ist: Die finanzielle Unabhängigkeit erlaubte den Einstieg in die öffentlichen Ämter und, über diese, in die politische Führungsschicht. Hierbei gab die Familie den Handel als wirtschaftliche Grundlage auf und erwarb, als Basis eines agrarisch orientierten Rentnertums, Herrschaften. Hand in Hand damit ging die Einübung in den junkerlichen Lebensstil, auch dies in Nachahmung der alten Adelsfamilien und des Feudalsystems. Ein eigenartiges Phänomen, dieser reaktionär-romantische Grundzug bei den frühkapitalistischen Familien! Er scheint bei uns das gleichzeitig einsetzende Pensionen- und Söldnerwesen wesentlich mitverursacht zu haben. Statt Gewerbe und Handel wurden Politik und Militär zum Lebensinhalt. Ludwig, dessen Vater Europa bereits nicht mehr handelshalber bereist hatte, sondern um Ritterorden und Honneurs zu sammeln, wurde nicht mehr zum Handelsmann, sondern zum Ritter ausgebildet. Zunächst wurde er, mit 14 Jahren, einem savoyischen Adeligen übergeben, dann für acht Jahre an den Hof Ludwigs XI.

gebracht, wo er alle Stufen des höfischen Dienstes vom Pagen über den Knappen und Ritter zum diplomatischen Dienst durchlief. Ein Musterbeispiel für jenen Typus der höfisch-adeligen Ausbildung, der in den patrizischen Kreisen Berns als besonders erstrebenswert galt. Ludwig XI. hatte für Ludwig von Diesbach Vorbildcharakter, und der Berner nannte den französischen König «ffromer ffatter».

Schließlich wurde Ludwig trotzdem kein großer Staatsmann. Dafür standen ihm nicht nur sein Vetter Niklaus und sein Bruder Wilhelm im Wege, welche als Schultheißen von Bern die bernische Politik von den Burgunderkriegen bis zur Reformation bestimmten, sondern es fehlte ihm dazu offensichtlich das politische Interesse. Zu den Ämtern – wie übrigens auch zu seinen Heiraten – drängte ihn entweder die Familie oder sein bedenklicher Vermögensstand. Immerhin waren die Ehen glücklich. Einzig an Gesandtschaftsaufträgen scheint er etwas mehr Spaß gefunden zu haben. Über seinen Erfolg bei Karl VIII., von dem er im Auftrag der Eidgenossen berechnete und erlogene Solforderungen eintrieb, waren sowohl er selber wie seine Auftraggeber erstaunt. Es war dies wohl auch das einzige Mal in seinem Leben gewesen, daß er eine erkleckliche Summe (2400 Pfund) selber verdient und unbeschadet nach Hause brachte.

Besitzungen und Einkünfte waren bei den von Diesbach in Hülle und Fülle vorhanden, auch noch nach den Rückschlägen der Jahrhundertmitte, nach dem Ausstieg aus der Diesbach-Watt-Gesellschaft und nach gigantischen Fehlspekulationen. Doch Geld besitzen und ein Vermögen halten sind zweierlei Schuhe. Ludwig besaß nicht nur die Herrschaften Diesbach, Landshut und Spiez, er verfügte außerdem zeitweise über Einkünfte aus den Vogteiverwaltungen und Pensionen (vom französischen König, vom späteren Kaiser Maximilian und von Ludovico Sforza, dem Herzog von Mailand). Trotzdem reichte es nie, und vor dem Konkurs rettete ihn vermutlich nur das große Vermögen seiner ihm überaus wohlwollenden zweiten Frau, Agatha von Bonstetten, welche ihm mit Stützungs- und Notkäufen immer wieder zur Seite stand. Ludwig war ein schlechter Wirtschaftler, gab offensichtlich zu viel Geld aus und verlor bei Spekulationen in Bergwerksunternehmungen und alchemistischen Experimenten – wie könnte es anders sein – Riesensummen. Ludwig war ein ewiger Verlierer, selbst in den bestbezahlten Vogteien schloß er mit persönlichen Verlusten ab. Darüber hinaus war er für eine beachtliche Anzahl von Kindern verantwortlich, welche es standesgemäß auszubilden und unterzubringen galt; von den acht aus erster Ehe erreichten fünf, von den zwölf aus zweiter Ehe sieben das Erwachsenenalter.

Es ist erschütternd und ernüchternd, aber auch zutiefst rührend zu lesen, wie Ludwig, der phänomenal begüterte und gesellschaftlich verwöhnte Mann, von Schulden, seinen junkerlichen Ansprüchen, den Forderungen seiner Vaterstadt und seinen Kindern geplagt und verfolgt, mit seinem Schicksal hadert, bald Gott und die Jungfrau Maria anruft, bald seinen Widersachern, von denen die eigenen Söhne vermutlich die hartnäckigsten waren, flucht. Verglichen mit seinen Söhnen, die es im Leben auch schön haben wollten und um den väterlichen Besitz noch zu dessen Lebzeiten einen gräßlichen Familienstreit anzet-

telten, war die Plünderung seines Schlosses Spiez durch die Bauern zwar «wider Gott, Ehre und Recht», doch eine Lappalie; sie richteten ihm «nur» Schaden für 800 Pfund an, ein Drittel des bei der Gesandtschaft zu Karl VIII. leicht verdienten Soldes und vermutlich ein Trinkgeld neben dem, was ihm die Kinder abtrotzten.

Urs Martin Zahnd hat dieses öffentlich bescheidene bis lamentable, doch persönlich sehr dramatische und zeitweise tragische Leben berückend lebendig kommentiert und in die Zeit gesetzt. Für viele Bereiche der Geschichte sind Ludwigs Aufzeichnungen und Zahnds Kommentar eine Fundgrube, auch für die Kulturgeschichte. So hatte zum Beispiel Ludwigs weitgereister Vater um 1450 einen Mohrenpagen nach Bern gebracht. Leider wurde er ihm von der bernischen Obrigkeit wegen eines Fischdiebstahls vom Leben in den Tod geschickt. Erinnern wir uns: Erst in jenen Jahrzehnten hat sich der dritte Weise in den Epiphaniebildern in einen schwarzen König verwandelt. Als Reflex des spätmittelalterlichen Negersklavenhandels! Ludwigs Vater scheint den zweifellos auffallenden Pagen in Italien oder Spanien gekauft und damit in Bern Aufsehen und Anstoß erregt zu haben.

Eine aufschlußreiche und spannende Lektüre, sowohl die Aufzeichnungen Ludwigs wie der Kommentar Zahnds, und für polit-, sozial-, personen- und kulturgeschichtlich Interessierte äußerst empfehlenswert!

HERMANN SCHÖPFER

Albert BÜCHI, *Gründung und Anfänge der Universität Freiburg i. Ü. Erinnerungen und Dokumente*. Im Auftrag von Beatrix MÜLLER-BÜCHI aus dem Nachlass herausgegeben von Iso BAUMER-MÜLLER, Freiburg 1987, 158 S., 5 Abbildungen.

Das bevorstehende Jubiläum der Universitätsgründung zieht seit einiger Zeit eine Reihe von Freiburger Historikern in seinen Bann. Im Rahmen verschiedener Forschungsunternehmen ist man im Begriff, die Vergangenheit der Universität aufzuarbeiten. Besondere Aufmerksamkeit finden dabei die Zeit der Gründung und die ersten Jahre des akademischen Betriebes. Im Vorgriff auf die zu erwartende wissenschaftliche Universitätsgeschichte sind nun die Aufzeichnungen eines von Anfang an Dabeigewesenen erschienen. Albert Büchi (1864–1930) wurde als 25jähriger, kaum hatte er sein eigenes Studium in München abgeschlossen, als Dozent für Schweizergeschichte an die neue Universität berufen, zunächst als Privatdozent (mit einem Jahresgehalt von Fr. 3000.–), von 1894 an als Inhaber einer ordentlichen Professur, die er bis zu seinem Tod 1930 bekleidete. Als Historiker war Büchi sich der Bedeutung seiner Erlebnisse und Beobachtungen bewusst. Daher führte er in den ersten Monaten der Universität ein Tagebuch (Oktober 1889– Februar/März 1890), das die hektischen, aber auch gemütlichen Anfänge farbig schildert. Ferner bewahrte Büchi eine umfangreiche Korrespondenz einiger an der Gründung mitbeteiligter Personen (Nationalrat Decurtins, Staatsrat Python, der Professoren Schnürer und Reinhardt) aus der Zeit unmittelbar vor der Errichtung der Universität und aus den ersten Jahren danach auf. Schließlich schrieb er kurz vor seinem Tod, gestützt

auf diese Quellen sowie auf sein Gedächtnis, die «Erinnerungen» nieder. Diese vertraute er dem Abt von Einsiedeln an mit der Auflage, dass sie nicht vor dem 50-Jahr-Jubiläum der Universität – also nicht vor 1939 – veröffentlicht werden durften.

Der Schwiegersohn von Albert Büchi, der Rechtshistoriker Prof. Emil Müller-Büchi, erwog eine Publikation der «Erinnerungen» zum 75-Jahr-Jubiläum der Universität; er ließ den Plan aber wieder fallen, da ihm der Zeitpunkt angesichts der Brisanz einiger Themen und Persönlichkeitsschilderungen dafür noch nicht reif erschien. Nun legt dessen Schwiegersohn, der Volkskundler Iso Baumer-Müller, im Auftrag seiner Schwiegermutter die Erinnerungsschrift, den Tagebuchauszug und die Briefe und Dokumente der Öffentlichkeit vor. Das mit einer Einleitung des Herausgebers versehene, durch photographische Abbildungen, ein Verzeichnis des einschlägigen Schrifttums und der in den Texten genannten Freiburger Örtlichkeiten sowie durch ein umfangreiches Personenregister ergänzte Büchlein erschien wenige Wochen, bevor die Auftraggeberin Beatrix Müller-Büchi, die Tochter Albert Büchis, hochbetagt verstarb.

Die Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen sind eine interessante, amüsant und kurzweilig zu lesende Quelle über die Gründungszeit der Universität. Über die Bescheidenheit der damals vorhandenen Mittel, der Räumlichkeiten, der Bibliothek usw., macht man sich heute kaum mehr eine Vorstellung. Auch die Studenten waren zu Beginn so spärlich, daß jeder Neuankömmling, der sich im Laufe des ersten Semesters einfand, vom Rektor persönlich in seinem Büro bei Bier und Zigarre begrüßt wurde (S. 38). Büchi selber begann seine Vorlesungen am 11. November 1889 vor vier Hörern (S. 65). Die Improvisation, von Decurtins und Python meisterhaft beherrscht, vermochte über viele Mängel hinwegzuhelfen, sie hatte aber auch ihre Grenzen und führte mit der Zeit bei manchen Gelehrten, die mit Begeisterung nach Freiburg gekommen waren, zu Enttäuschung und Verbitterung. Dies war einer der Gründe für den von Büchi mit viel Verständnis geschilderten «Exodus» der reichsdeutschen Professoren im Jahre 1898, der dem Ansehen der jungen Universität einen schweren, während Jahrzehnten nachwirkenden Schlag versetzte.

Der Leser erfährt manch Ergötzliches über das rege gesellschaftliche Leben unter den Professoren. Das Tagebuch berichtet von gemeinsamen Spaziergängen, Debatten, ausgedehnten Gelagen und deren Folgen; in Briefen an seine Braut Marie Rogg beschreibt Büchi unverblümt die Eigenschaften verschiedener seiner Kollegen. Die meisten deutschsprachigen Professoren betrieben von Beginn an mit großem Eifer die Verbesserung der darniederliegenden Bildung Deutschfreiburgs. Im Rahmen des im Dezember 1889 gegründeten Deutschen katholischen Männervereins hielt man abwechslungsweise in der Stadt und in verschiedenen Dörfern des Sensebezirkes monatliche Zusammenkünfte mit Vorträgen. Daraus ergab sich eine enge Beziehung zwischen Universität und Volk.

Büchi nahm von Anfang an auch an den Aktivitäten des Geschichtsvereins, das heißt der Société d'histoire du Canton de Fribourg, teil (S. 56, 72). Deren Präsident war damals der um die Freiburger Geschichte hochverdiente Jean

Gremaud, ein Fakultätskollege Büchis. Ihn schildert er als einen ehrwürdigen Greis und kritischen Kopf, der aber nur französisch spreche: Gremaud hasse «das Bier wie die deutsche Sprache, weil er zwischen den beiden Dingen einen Zusammenhang» wittere (S. 132). Unter solchen Umständen war es nur eine Frage der Zeit, bis sich Gleichgesinnte um den selbstbewußten Büchi zusammantaten, um einen eigenen deutschsprachigen Geschichtsverein zu gründen. Im Spätherbst 1893 war es schließlich so weit, und Albert Büchi wurde, wie er beiläufig in einem Brief an seine Braut erwähnt (S. 130), zum Gründungspräsidenten gewählt.

Die Aufzeichnungen Büchis sind ein atmosphärisch dichtes Zeitdokument. Die anregende Lektüre des Büchleins ist jedermann zu empfehlen, der an jener Zeit des Aufbruchs von Freiburg vor hundert Jahren historisches Interesse besitzt und dem die Offenlegung persönlicher Erfahrungen und Einsichten eines klugen Zeitgenossen intellektuelles Vergnügen bereitet.

ERNST TREMP

